

Erinnerung an zwei Weihnachtstage.

Von

Florentine Eissner, geb. v. Krosigk.

Vor einer Reihe von Jahren feierten wir das liebe Weihnachtsfest. Das Mittagsmahl war schon eingenommen und die dampfende Kaffeemaschine vereinigte uns im alterthümlichen Eßzimmer, als dem Hausherrn die erwünschte Kunde kam, daß noch ein lieber Gast desselbigen Tages eintreffen und Theil an der Festfreude nehmen wolle. „Halte nun nur Alles bereit, liebe Aurelie,“ sprach er zu seiner Frau, „indef ich noch ausgehe, mich nach einem passenden Geschenk für den lieben Ankömmling umzusehen.“

Heut, das wußten die Kinder, waren sie für die Nachmittagsstunden auf sich allein angewiesen und eins nach dem andern verließ das Zimmer, um in dieser oder jener Weise die wenigen, aber unendlich lang erscheinenden Stunden bis zum Abend hinzubringen. Die Hausfrau, ihre Schwester Agnes und ich blieben allein zurück und beschloßen, sofort Anstalten zur Bescheerung zu treffen und mit dem Herbeiholen der Äpfel den Anfang zu machen. Mehrere große Tragkörbe wurden von der Köchin herbeigeholt und die junge, schöne Hausfrau nahm einen derselben scherzend auf den Rücken, so daß ihre langen, blonden Locken darüber hinwallten. Mit fröhlichem Geplauder stiegen wir die Treppen hinab in die verschlungenen Gänge und Windungen des Kellers, der, wie das Gebäude selbst, ehemals zu einem Kloster gehörte und in mannigfache Abtheilungen getheilt, die verschiedensten Gegenstände, besonders auch Chemikalien, die gleichmäßiger kühler Temperatur bedurften, enthielt. Der vollständigen Finsterniß halber, die dort herrschte, hatten wir uns mit einer langen Kerze versehen und erreichten endlich nach Eröffnung

des alterthümlichen Schlosses den Raum, worin neben dem Wein auch die für den großen Weihnachtstisch bestimmten Aepfel auf Repositorien aufbewahrt wurden. Da es sich nun herausstellte, daß keine von uns Dreien die auf dem höchsten Bret liegenden Früchte erreichen konnte, erklärte ich mich, als die augenscheinlich Leichteste dazu bereit, auf einen umgestürzten Korb zu steigen und sie herabzureichen. Gesagt, gethan; doch rutschte ich endlich lachend vom Korbe hinab, gegen die Kellerthür, welche dröhnend in's Schloß fiel. Unbekümmert darum setzten wir unser Geschäft fort und wollten uns, nachdem die Körbe soweit, daß wir sie noch tragen konnten, gefüllt, mit denselben entfernen, als wir entdeckten, daß die geschlossene Thür sich nicht öffnen lasse und wir somit gefangen seien. Wir jungen Mädchen nahmen die Sache von der humoristischen Seite und freuten uns, daß wir mit Licht und Proviant in Gestalt von Wein und Aepfeln gut versehen seien, während die Hausfrau von vornherein sich in Klagen über die gerade heut unersehbliche Zeit ergoß; indeß machten wir alle Drei die größten Anstrengungen durch Rufen und Pochen uns irgend einem der vielen Mitglieder des Hauses bemerkbar zu machen. Viertelstunde auf Viertelstunde verging indeß; das Gewölbe widerhallte von unserem Rufen, durch die Spalten der Thür sahen wir in der Ferne Schatten vorüberhuschen, — es waren die der auf der Straße eilig Dahingehenden, — bis auch dies bei eintretender Dunkelheit aufhörte. Auch wir waren stiller geworden und sannnen darüber nach, wann endlich man uns vermissen und auf den Gedanken uns im Keller zu suchen, kommen könne. Mit welcher Freude begrüßten wir zuletzt, nach mehreren Stunden, den von fern schon hallenden Tritt des Hausherrn, der, als er gegen fünf Uhr zurückgekehrt, nichts bereitet gefunden und vergebens seine Frau gesucht hatte. All seine Nachfragen waren erfolglos geblieben, bis endlich die Köchin sich entsann, uns Tragkörbe gegeben zu haben, woraus er dann den richtigen Schluß gezogen, daß uns irgend ein Vorfall im Keller zurückgehalten habe und er zu unserer Befreiung hinabeilte. — Nun ging freilich Alles Hals über Kopf und wenn auch ein paar Stunden später als sonst, aber wie aus der Erde gezaubert stand bald die geschmückte Weihnachtstafel da und die große Hausgenossenschaft umsprang, umjubelte, umging und umstand sie, ein Jedes nach seinem Alter und den Gefühlen, die dabei in ihm rege wurden. Wer kennt nicht den Zauber des Weihnachtsbaumes, die Wehmuth, das Glück und den Frieden, die seine Zweige durchsäuseln! Längst vergessenes Leid, die ganze

Kindheit und Jugend mit ihrem unendlichen Glück und unendlichen Weh durchzittert auf's Neue die Seele und doch blickt das feuchte Auge so glücklich, denn: „es ist heute der Heiland geboren“, der Friedesfürst! Durch ihn wird auch in uns Harmonie und harmonisch der Verkehr unter dem Weihnachtsbaum mit Allen, die ihn mit uns zugleich umringen.

Nachdem der erste Freudenrausch der Kinder vorüber war, kam es zur Erörterung der Frage, warum es so außergewöhnlich spät geworden, unser Abenteuer erregte allgemeine Theilnahme und veranlaßte den Hausherrn, einen von ihm selbst verlebten Weihnachtsabend uns, auf unsere Bitte, folgendermaßen zu schildern.

Ich stand, erzählte er, etwa in meinem achtzehnten Lebensjahre, war frisch und gesund und wohlgemuther Gymnasiast in Lübben, meiner Vaterstadt. Da meine Eltern früh gestorben waren, so leiteten meine Großeltern meine Erziehung und ließen es dabei niemals an Liebe fehlen, die ich ihnen auch auf jede Weise zu erwidern suchte. So kam es auch, daß ich, als mir einst am Heiligabend der Nachmittag lang wurde, beschloß, nach Lübbenau zu eilen, um der Großmama frische Brezeln, die dort Nachmittags gebacken wurden und die sie zum Thee sehr liebte, herüber zu holen. Es war ein klarer, frischer Wintertag und vortreffliche Eisbahn, die ein im Spreewald Geborner noch ganz anders zu schätzen weiß, als ein anderes Landeskind. Denn kaum sind im Winter die „Groblas“ oder Wassergerinnen, welche ihn nach allen Richtungen hin statt der Fahrstraßen durchkreuzen, — nur nothdürftig gefroren, so bindet sich sogar auf den Dörfern Alt und Jung Eisen unter Stiefel oder Holzschuhe und läuft über das blanke Eis in die Kirche und Schule oder zu Tanz und Spiel in die Schenke oder Abends in die Spinte. Meistentheils versteht sich dann jeder Schlittschuhläufer noch mit einer langen Stange, um bei zu dünnem Eise sich im Fall des Einbrechens über dem Wasser halten zu können. Heut gebrauchte ich eine solche nicht; es froh schon seit acht Tagen und hart und glänzend von der bleichen Winter Sonne beschienen, lag die schöne, vielfach gewundene Bahn vor mir. Pfeilschnell flog ich dahin, bald lag Lübben hinter mir und der entlaubte Wald nahm mich auf. Hier und da schwebte die kräftige Gestalt eines blauäugigen Wenden oder einer Wendenin in ihrem malerischen Kostüm an mir vorüber und wohlgemuth erreichte ich Lübbenau und das bekannte Haus des Brezelnbackenden Bäckers. Seine freundliche Ehehälft entschuldigte sich vielfach, daß, da der Backofen den größten Theil des Tages zum Backen der

Christstollen benutzt worden sei, ihr Mann die gewohnte Zeit nicht habe inne halten können. Ich solle indeß nur ein Viertelstündchen verziehen und im warmen Zimmer vorlieb nehmen, dann könne ich sofort das frische, duftende Gebäck erhalten. Dankend nahm ich das Anerbieten an, aber aus einem Viertelstündchen wurden drei und die Sonne sendete schon ihre letzten Strahlen, als ich aus dem Bäckerhause trat. Ich war freilich über den Verzug etwas ungeduldig geworden und die Bäckersfrau hatte mir in ihrer Herzensgüte zwei mit eisernen Spitzen versehene Stöcke, nach Art unserer Stachelinchen, die das Schlittschuhlaufen noch beschleunigen und mich eher heimbringen sollten, mitgegeben. Meine Breteln hatte ich wohlverpackt unter den Rock geknüpft, um sie warm zu erhalten und ich flog wieder pfeilschnell dahin, während die Glocken der hinter mir liegenden Stadt das Festgeläut anstimmten. Bald umringten mich auch wieder die riesigen Bäume des Waldes; Erlen, Buchen, Eichen und schöne Weiden, die, da der Mond allgemach aufgegangen war, phantastische, bizarre Formen annahmen. Ich erfreute mich an der wunderbaren Romantik meines Weges und diese Stimmung wurde noch erhöht, als aus einem einsamen Gehöft das alte wendische Lied mir entgegen tönte von dem uralten Schlachtfelde, wo viel tausend Wenden begraben liegen und das verdeutscht etwa also lautet:

Viele hundert Jahre gingen
 Schon vorüber träum'risch sacht,
 Seit auf bunter Blumenwiese
 Brauste wild die Wendenschlacht.

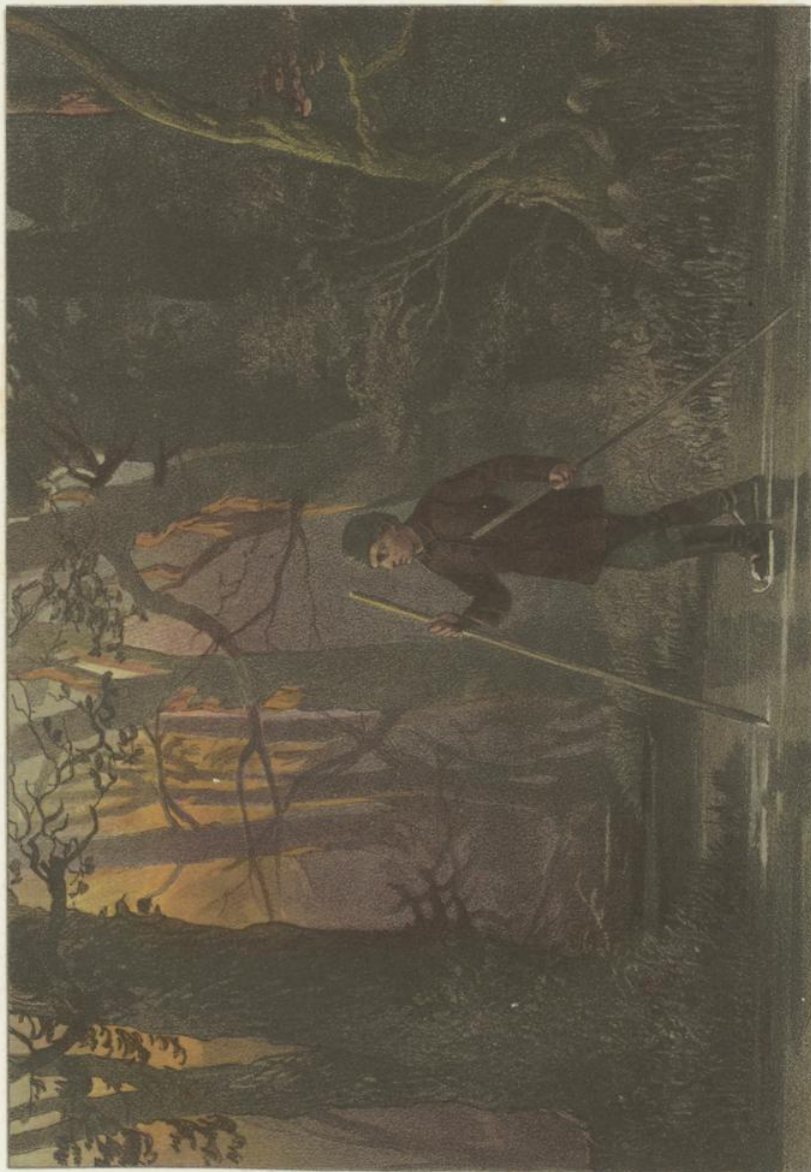
Seit viel tausend kühne Wenden
 Sich erkämpften frühen Tod
 Und die Blumen auf der Wiese
 Von dem Blute glänzten roth.

All die todt'n Wenden schlafen
 Unterm Wiesengrün so still
 Nun schon viele hundert Jahre, —
 — Da rauscht's Wasser drüber kühl.

Schlante, junge Weiden grünen
 Aus dem Wasser blüthenreich,
 Unten in dem weiten Grabe
 Schmiegt sich Wein an Wein so bleich.

Und es zucken bang die Schädel,
 Die Gebeine zittern leis — —
 In den Frühlingswässern droben
 Spielt ein grünes Weidenreis.

Mich umspielten nun freilich keine Frühlingswasser und auch keine Frühlingeweide. Die kalte Winterluft zog eisig, durch meinen beschleunigten, immer eilenderen Lauf fast schneidend an mir vorüber. Lange, lange schon lag das einsame Gehöft hinter mir und noch immer war von



fr. v. B. H. H. H. H.

T. A. B. X. I.

Zur Erzähl.: Erinnerung an zwei Weihnachtstage.



Lübben nichts zu sehen. „Bei dem hellen Mondschein,“ dachte ich, „wirst du die Ziffern deiner Taschenuhr wohl lesen können.“ Sie zeigte auf halb Sieben und ich hätte längst daheim sein müssen. Nun wurde es mir klar, daß ich die Richtung verloren haben müsse und da ich weit und breit keine Spur eines menschlichen Wesens oder einer Wohnung entdeckte, entschloß ich mich umzukehren und hoffte immer noch, wenigstens gegen acht Uhr zur Theestunde der Großeltern einzutreffen. Die Unruhe, in der sie aber wohl schon jetzt um mich waren, peinigte mich und beflügelte meinen Lauf auf's Neue. So eilte ich unaufhaltsam weiter, vorüber an den gespenstlich beleuchteten Bäumen, die mir nach und nach ganz anders erschienen und in ihren oft grotesken Formen höhrend auf mich niederblickten. Doch, wie ich auch lief, weder Stadt noch Dorf, noch Gehöft zeigte sich meinen Blicken, ein wüthender Hunger, dem die Brezeln widerwillig zum Opfer fielen und der dadurch nur gesteigert zu werden schien, quälte mich; meine Kräfte ließen nach, mein Lauf wurde langsamer, das Blut floß träger in meinen Adern, eine unendliche Müdigkeit und Gleichgiltigkeit gegen Alles ergriff mich und es zog mich wie mit unsichtbaren Armen an das Ufer auf den harten Erdboden, der mir Ruhe versprach. Wohl sagte ich mir vor, daß diese Ruhe der Tod sei, daß ich noch nichts gethan, noch nichts geleistet für meine Mitmenschen von Dem, was ich mir in jugendlich begeisterten Träumen vorgesetzt, daß meine geliebten Großeltern einen solchen schweren Kummer kaum überleben würden, — aber bleiern schwer zog es mich nieder und da ich vollends eine von Hirten zur Sommerszeit benutzte kleine lustige Hütte wahrte, taumelte ich auf dieselbe zu, darin niederzusinken, als plötzlich entferntes Hundegebell mein Ohr traf. Elektrisch durchzuckte mich der Gedanke an menschliche Hilfe, näher kamen die Laute und mein umflortes Auge unterschied bald die Gestalt eines Mannes, der neben einem von Hunden gezogenen Schlitten rüstig daher schritt. Wer wird es mir verargen, wenn der Mann mir erschien wie ein zu meiner Rettung ausgesendeter Engel? Meine erste Frage war die, wie weit es wohl ungefähr noch bis Lübben sei und wie groß war mein Schreck, als ich erfuhr, daß wir uns viel näher an Kalau, von wo der Mann kam, als an Lübben befanden. Es war ein armer Schuhmacher, der noch spät aufgebrochen war und sich seinen geringen Lederbedarf aus Kalau selbst geholt hatte. Schüchtern wagte ich die Bitte an ihn, ob ich mich wohl auf seinen Schlitten setzen und so nach Lübben fahren könne; aber der Mann war klüger als ich. „Mit-

nehmen will ich Sie wohl, junger Herr, aber laufen müssen Sie, das Sigen möchte Ihnen doch zu theuer zu stehen kommen; ja, ja, das kommt von den Eisstacheln, damit muß man genau Bescheid wissen.“ Aber als er sah, wie übermüdet ich war, half er mir fort so gut es ging, sprach mir Muth ein und was noch besser war, gab mir das Wenige, was er noch an Mundvorrath — schwarzes mit Fett bestrichenes Brod — bei sich führte. So gelang es den redlichen Bemühungen des guten Mannes mich munter zu erhalten und vorwärts zu bringen, immer näher der Vaterstadt, bis uns endlich Stimmen entgegen tönten durch die einsame Nacht. Es waren Leute unter Anführung unseres alten, treuen Rutschers, die von den geängsteten Großeltern ausgesendet waren, immer wieder auf's Neue, mich zu suchen und heimzubringen, lebendig oder auch todt, nach des Herrn Wille, wie die gute Großmutter unter strömenden Thränen gesagt. — Welche Freude der Begrüßung! Und nun erst diejenige oben im trauten Familienzimmer!

Als ich darnach meine Schlafkammer aufsuchte, rief das Festgeläut zum Frühgottesdienst und „nie wieder,“ schloß der Hausherr, „hat ein Klang mich so wunderbar berührt, als diese Lübbener Weihnachtsghocken.“

A l p e n - S t e i n b r e c h e.

Von

Hermann Wagner.

„Steine zerbrechen und Felsen zerpalten“ gilt in den Märcen als eine Arbeit für ungeschlachte Riesen. In der nordischen Götterlehre schleudert der Donnergott Thor seinen Streithammer, den Donnerkeil, auf die Häupter der Berge, — in den Mythen der Griechen besorgt Zeus durch seine Blitze dergleichen Steinbrecherarbeit.

Aber bereits in den deutschen Sagen treten auch die Schaaren der Wichtelmännchen und Koboldchen auf und zerbröckeln das feste Gestein. Die Naturforschung lehrt, daß die anscheinend winzigen Kräfte der Natur, die aber unausgesetzt lange Zeiten hindurch wirken, viel erfolgreicher daran arbeiten, die hohen Berge der Erde zu zerstören und abzutragen als es einzelne, wenn auch noch so gewaltige Blitze und Lawinstürze vermögen.